

Bullen und Bären aufbinden

Leerformeln – über einige populäre Irrtümer der GameStop-Saga | Von Lukas Haffert

Nachdem das Ereignis ausgiebig beschrieben und Konzepte wie „Leerverkauf“ und „short squeeze“ es aus der Wirtschaftspresse in die Abendnachrichten geschafft hatten, begann die Phase der Deutung. Wer sind die Kleinanleger, die am Run auf die GameStop-Aktie beteiligt waren? Welche Motive treiben sie an? Welche Lehren lassen sich aus der GameStop-Saga über den Kapitalismus, die Gesellschaft, die Demokratie ziehen?

Auch auf dem Deutungsmarkt gibt es dabei Bullen und Bären. Die Bullen sehen im GameStop-Höhenflug den Vorschein einer „Demokratisierung“ der Finanzmärkte. Sie versuchen, die „Reddit-Revolutionäre“ nach dem Motto „der Feind meines Feindes ist mein Freund“ für ein progressives Projekt zu vereinnahmen, weil diese sich mit Hedgefonds, dem Symbol für einen entfesselten Finanzkapitalismus schlechthin, angelegt haben. Manche Kommentatoren verglichen die GameStop-Käufer schon mit „Occupy Wall Street“. Und ist das Instrument der Kleinanleger nicht sogar eine App namens „RobinHood“ (die jedoch schnell in den Verdacht geriet, eine Doppelagentin des Sheriffs von Nottingham zu sein, als sie den Handel mit GameStop-Aktien zeitweilig aussetzte)?

Allerdings ist ausgesprochen zweifelhaft, inwiefern eine Demokratisierung der Finanzmärkte überhaupt ein progressives Projekt sein kann. Aktienbesitzer sind schließlich grundsätzlich an höheren Profiten interessiert. Und während Beschäftigte wollen, dass diese Profite in das Unternehmen reinvestiert werden, sind Aktionäre an höheren Dividenden oder Rückkaufprogrammen interessiert. Insofern entpuppt sich die Strategie, durch

breit gestreuten Aktienbesitz den Einfluss von Arbeitnehmern zu erhöhen, für die Linke leicht als trojanisches Pferd. Margaret Thatcher hatte genau diese politischen Zweitunden-Effekte eines breiten Aktienbesitzes im Blick, als sie die britischen Staatsbetriebe privatisierte. Um eine Mitbestimmung von Arbeitnehmern über Unternehmen zu erreichen, dürften Betriebsräte nach wie vor das deutlich geeignetere Instrument sein.

Spätestens seitdem die GameStop-Aktie wieder abgestürzt ist, scheinen auf dem Deutungsmarkt aber ohnehin die Bären die Oberhand zu gewinnen. Diese interpretieren die GameStop-Spekulation als Fortsetzung des politischen Populismus mit ökonomischen Mitteln. „Eine Masse zorniger Leute verbündet sich im sozialen Netzwerk, formiert sich als Bewegung gegen das Establishment und verbreitet Schrecken“, hieß es in der *Frankfurter Allgemeinen*, in expliziter Analogie zum Sturm auf das US-Kapitol am 6. Januar. Und die *Süddeutsche Zeitung* sekundierte: „Der Mob, der das Kapitol stürmte, wird von der gleichen Maschine angetrieben.“

Tatsächlich schreibt sich die Analogie zwischen Kleinanlegern und populistischen Wählern fast wie von selbst. So wie der Populismus in der Politik von der Inszenierung eines Gegensatzes von „Volk“ und „Elite“ lebe, so wird dort ein Konflikt zwischen der Masse der Kleinanleger und der Wall-Street-Aristokratie behauptet. Und während die einen sich über Telegramm-Gruppen organisieren, ist es jetzt Reddit, das die Bildung eines „Schwarms“ ermöglicht, der, so die FAZ, „entgegen landläufigem Glauben nicht intelligent ist, sondern nur eine Form von Filterblasenrealität“.



Keinen Dank für die Blumen: Die GameStopper der Niederlande des Jahres 1637 setzten auf Tulpen. 2021 waren Videospiele für einige Tage hoch im Kurs.

Gerne werden die Anhänger der jeweiligen Bewegung auch mit leichtem Paternalismus als manipuliertes Instrument geschickter Demagogen beschrieben.

Kern des Bären-Arguments ist, die GameStop-Spekulation werde für viele Kleinanleger mit bösen Verlusten enden,

weil der Aktienkurs notwendigerweise wieder auf sein ursprüngliches Niveau zurückfallen werde. Letztlich handelten die Spekulanten also gegen ihre eigenen Interessen. Damit wiederholt der GameStop-Diskurs allerdings einen Fehler, der auch im Diskurs über den Populismus verbreitet ist: von vornherein auszuschließen, dass es sich dabei um eine durchaus rationale Form der Interessenverfolgung handelt, deren Rationalität man jedoch nicht erkennt, weil man die Interessenlage nicht versteht. Dann muss es irrational wirken, 200 Dollar in eine Aktie zu investieren, die „objektiv“ betrachtet bestenfalls 20 Dollar wert ist, ebenso wie es irrational erscheint, dass Brexit-Unterstützer für einen Austritt aus der EU stimmten, der für die Wirtschaft des Vereinigten Königreichs langfristig enorme Kosten mit sich bringen dürfte.

Wenn das Verhalten der Anleger aber nicht rational sein kann, dann muss es ir-



DR. LUKAS HAFFERT

ist Oberassistent am Lehrstuhl für vergleichende politische Ökonomie der Universität Zürich. 2016 erschien sein Buch „Die schwarze Null. Über die Schattenseiten ausgeglichener Haushalte“ in der edition suhrkamp. Seine Forschungen wurden mit der Otto-Hahn-Medaille der Max-Planck-Gesellschaft und dem Deutschen Studienpreis der Körber-Stiftung ausgezeichnet.

Binging Berlin

„Unorthodox“ ist für zwei Golden Globes nominiert – und nicht die einzige Serie aus der deutschen Hauptstadt, die international hoch im Kurs steht | Von Gisela Dachs, Benjamin Nickl und Anne Beier

Im Coronajahr gilt es, weltweit den Körper zu schützen, doch reicht das nicht für den Menschen. Wer die eine Stadt verlässt, braucht eine andere. Immer öfter auch Berlin.

Die Pandemie hat uns aus urbanem Gedränge in die Wohnzimmer verbannt. Für viele wartet dann aber zu Hause auf dem Bildschirm ebene Stadt, deren Straßen im Alltag zu Quarantänezonen mutiert sind. Das Erleben findet via globaler Streaming-Anbieter wie Netflix oder Amazon Prime statt. Das Angebot ist reichlich. Die Fernsehserien spielen in den dunklen Seitengassen von New York oder haben als Kulisse japanische Teehäuser in Tokios alten Außenbezirken; sie zeigen uns die schönsten Seiten von Paris, einschließlich Modeschauen und verträumter Cafés neben dem Eiffelturm. Und auch Berlin, die kalte Winterstadt an der Spree, kann da mithalten mit der weltläufigen Konkurrenz. Der Pariser Platz vor dem Brandenburger Tor, auf dem die berühmte Flaniermeile Unter den Linden endet, erscheint gleich bei einigen Produktionen schon im Vorspann. Bilder von Berlin sind immer schon um die Welt gegangen. Das internationale Publikum kennt die Stadt aus großen Filmproduktionen. Hollywoods Berlin war unumstritten prägend. Doch auch das deutsche Berlin, in Filmen aus West und Ost, lieferte eine nachhaltige historische Vorstellung von Deutschland, von der Weimarer Republik und den vermeintlich goldenen 1920er-

Jahren bis zum Kalten Krieg samt Mauer. Nach der Wende erreichte das wiedervereinigte Berlin eine ausländische Zuschauerschaft mit einigen wenigen künstlerisch ambitionierten Produktionen wie „Der Himmel über Berlin“ (1987), „Lola rennt“ (1998) oder „Victoria“ (2015).

Im Fernsehen hatten die Berlinbilder weniger Erfolg. Mit dem kleinen Schirm, so schien es, verschwand der große Anreiz Berlins für die Welt – die Medienmoderne der Stadtserien im TV war Amerikanisch, sah aus wie Dallas, New York, Los Angeles, San Francisco. Englisch war *in*, Deutsch (sowieso) *out*. Der „Tatort“, so erfolgreich er in Deutschland auch ist, war nicht exportierbar. Dafür galt er immer schon als zu spezifisch, zu national, zu wenig kosmopolitisch. Zu tun hatte diese Entwicklung vor allem auch mit internationalen Produktionsbudgets, mit denen man nicht mithalten konnte. Im Unterschied zum deutschen Fernsehen wurde der amerikanische Rundfunk nie von Steuergeldern getragen.



PROF. DR. GISELA DACHS

ist Journalistin und Medienwissenschaftlerin am European Forum und DAAD-Center for German Studies der Hebräischen Universität in Jerusalem.

Hinzu kam die hausgemachte Unlust auf Serien aus dem eigenen Stadterleben, das oft die Idee von Deutschtümelei nicht abschütteln konnte, vor allem bei jüngeren Generationen.

Wenn Berlin also draußen in der Welt im Fernsehen auftauchte, dann oft als nachgebaute Studiorehnt in den USA, belebt mit nichtdeutschen Schauspielerinnen und Schauspielern und deren mitunter fehlendem Sprachvermögen. Erkennbar deutsch war hier wenig, weder die Berliner Schauplätze noch die Geschichten, die dort spielten. Das imaginierte Berlin überholte jeglichen Realitätsanspruch.

Das verändert sich gerade. Nicht nur ist Berlin zu einem hippen Sehnsuchtsort für jüngere Generationen aus aller Welt geworden, auch hat sein virtueller Markenwert zugenommen. Heute, man schaue und staune, sind es immer mehr deutschsprachige Produktionen mit globalem Anspruch, die international konsumiert werden. Die meisten von ihnen spielen in der deutschen Hauptstadt, und sie werden in der Regel im Original mit Untertiteln gestreamt. Deutsch ist dabei somit keine Fiktion oder Übersetzungsleistung und auch keine Gele-

DR. BENJAMIN NICKL

ist Dozent für vergleichende Kultur- und Literaturwissenschaft an der Universität Sydney

genheit für Darsteller, die die Sprache nicht beherrschen, alte plakative Nazi-Akzente aus den 1960er-Filmjahren aufzuwärmen. Die Handlungen spielen sich vor der breitgefächerten Großstadtkulisse ab, die dabei selbst zum feststehenden Charakter wird. Gedreht wird in der Regel in Deutschland; Schauspieler, Drehbuchautoren, Crews, und Produktionsteam stammen von dort. Netflix hat gerade eigene Büros in Berlin eröffnet. In diesen neuen transnationalen Dramen wird die Stadt konzipiert als integraler Bestandteil der Erzählung selbst. Auch Berlin ist Entstehungsort, Schauplatz und Protagonistin. „Deutschland 83“, „Babylon Berlin“, „Dogs of Berlin“ und die jetzt für die Golden Globes nominierte „Unorthodox“ heißen die neuen Berliner Stadtserien, die im Ausland nicht nur verfügbar sind, sondern mit ungeahnter Popularität den Weg dort auf die Bildschirme finden.

Das Genre des spannungsgeladenen deutschen Films erlebt ein Comeback in Seriengestalt. Die Vergangenheit ist dabei meist Teil des Plots. Die *New York Times* hat in diesem Zusammenhang vor kurzem „eine neue Ära des deutschen Fernsehens“ ausgerufen. Vorboten gab es bereits in der Lite-

ANNE BEIER

ist Dozent für vergleichende Kultur- und Literaturwissenschaft an der Universität Sydney

DIREKT-NACHRICHT



ANNE WIZOREK

ist freie Beraterin für digitale Strategien und Autorin. Ihr Twitter Handle ist @mathadear.

Entblößungen

Das Wort steht für Leid, Elend, Gewalt, Holocaust, Porajmos [...]. Dieses Wort ist eine Fremdbezeichnung und macht Menschen zu Untermenschen.“ So erklärt der Aktivist Gianni Jovanovic, weshalb die rassistische Bezeichnung für Sinti_ze und Rom_nja ein absolut verletzendes No-Go ist.

Die Schamlosigkeit, mit der dieses Wort in einer gewissen WDR-Sendung dann doch wieder einmal verteidigt wurde, ist leider bezeichnend für das fehlende Bewusstsein über den tief verwurzelten Antiziganismus, der sich nicht nur in unserer Gesellschaft findet. Auffällig dabei: die nicht neue, aber ständige Wiederholung der Diskussionsteilnehmenden, dass „die“ doch ganz andere Probleme hätten.

Ganz falsch ist das nämlich nicht. Aber erstens sind es nicht Sinti_ze und Rom_nja, die immer wieder obsessiv die Behauptung hervorkramen, Saucen oder Schnitzel müssten nun einmal einen rassistischen Begriff tragen. Zweitens nahm das in der Runde trotzdem niemand zum Anlass, um zum Beispiel darauf hinzuweisen, dass Rom_nja in Bulgarien, Italien oder Ungarn gerade extreme Polizeigewalt erfahren und ohne jegliche Versorgung komplett abgeschottet werden, weil man sie als Sündenböcke für Covid-19 sieht. Und drittens sind dies eh zwei Seiten derselben Medaille. Denn die sprachliche Entmenschlichung ist nun einmal der Anfang für weitere Gewalt und Unterdrückung.

Der WDR entschuldigte sich: Der Sendungsverlauf sei anders geplant gewesen, es hätten vielleicht Betroffene mitdiskutieren müssen, und man wolle daraus lernen. Davon abgesehen, dass sich der Eindruck ergibt, dass die Sendungsplanung *durchaus* so gedacht war: Solche Entschuldigungen reichen einfach nicht mehr aus. 2021 muss ein klar erkennbarer Lernprozess her, der über „Wir haben dazu eine Redaktions-sitzung gemacht und unsere Diversity-Beauftragte eingeladen“ hinausgeht. Sonst passiert das „Lernen“ nur auf dem Rücken von Betroffenen und hält nicht mal bis zur Mittagspause.

Eine diversere Runde würde das Sendungsformat im Übrigen nicht retten, solange es im Kern weiterhin darum geht zu fragen, ob Sinti_ze und Rom_nja eigentlich verletzt werden dürfen. Dort stinkt der Fisch vom Kopf her. Wir sehen das Ergebnis einer toxischen Diskurskultur, die die vergangenen Jahre dominierte, alles zu einer „bloßen Meinung“ nur auf dem Rücken von Betroffenen und hält nicht mal bis zur Debatte stehen dürfen.